

Schon vor dem Schlußspurt matt

In New York hat sich Bill Clinton als aussichtsreichster Rivale Präsident Bushs bestätigt, aber auch die fehlende Attraktivität der Demokraten gezeigt

In New York hat sich Bill Clinton als aussichtsreichster Rivale Präsident Bushs bestätigt, aber auch die fehlende Attraktivität der Demokraten gezeigt

Von Josef Joffe

New York, 8. April - 'Das sind wahrscheinlich unsere beiden einzigen Kandidaten, die George Bush im Herbst auf keinen Fall schlagen können.' So sprach Frank McKewicz, altgedienter Profi der Demokratischen Partei, der schon bei John F. Kennedys Wahlsieg anno 1960 mitgemischt hatte. 'Die beiden' - das ist zum einen der Spitzenreiter Bill Clinton, Gouverneur von Arkansas, der am Dienstag die kritische, ja entscheidende Vorwahl in New York mit 41 Prozent der Stimmen gewonnen hat. Der andere ist der Verfolger Jerry Brown, Ex-Gouverneur von Kalifornien, der bloß 26 Prozent der Vorwähler an sich ziehen konnte.

Nach 'menschlichem Ermessen', das aber gerade im amerikanischen Wahlkampf besonders trügerisch ist, wird wohl niemand mehr dem 45jährigen Clinton, der manchmal noch jung und schlank war -, die Nominierung auf dem Juli-Konvent streitig machen können. Freilich gilt es in New York zwischen einem offiziellen und einem inoffiziellen Sieger zu unterscheiden. In letzterer Kategorie steht, viel strahlender als Clinton, ein Mann auf dem Podest, der vor knapp drei Wochen mangels Masse in der Kasse aus dem Rennen ausschied, nämlich Paul Tsongas. Sein Name war trotzdem noch auf dem Wahlzettel, und allein dieses Dürre-Faktum hat dem 'Nicht-Kandidaten' 29 Prozent der New Yorker Stimmen beschert. Ähnlich auch in Kansas, Minnesota und Wisconsin.

Und hier - in der Summe dieser drei Prozentzahlen - liegt schon die Moral von der

Geschichte begraben: von den Mächtigsten, die eher stolpernd denn galoppierend das Feld der Demokraten anführen, zieht so recht keiner mehr. Monate vor Beginn des eigentlichen Wahlkampfes sehen sie schon alt und verbraucht aus. 'Something is missing', da fehlt was, sagt lapidar ein Stimmbürger in Manhattan, der gar nicht erst ins Wahllokal gegangen ist. 'Alles Schaum und kein bißchen Substanz', gibt ein anderer zu Protokoll. 'Das sind doch alles Ganoven, mir paßt keiner von denen', sekundiert eine Frau, bevor sie sich abwendet und weiter die Lexington Avenue hinunter marschiert.

Statistisch, in der Sprache der Wahlforschung ausgedrückt, lassen sich derlei Resentiments so ausdrücken: Sätze zwei Drittel aller New Yorker Vorwähler würden sich zutiefst freuen, wenn ganz plötzlich ein neuer Demokraten-Kandidat - keiner von den dreien - in die Bahn traten würde. Weshalb an Clintons Sieger-Trophäe auch eine bittere Warnung klebt: Fast ein Drittel des demokratischen Stimmvolkes in New York will im November für George Bush votieren. Weshalb auch der republikanische Wahlstrategie Ed Rollins genüßlich registriert: 'Der Dienstag war ein guter Tag für uns, denn an die 60 Prozent der Leute haben gegen Clinton gestimmt.' Das war, so der Wahlforscher Claiborne Darden, ein 'Hau ab, Clinton'-Urteil. Paul Tsongas will am Donnerstag entscheiden, ob er wieder in die Arena geht.

Ein anderer Wahlforscher vergleicht Clinton mit einem Bräutigam, dessen Braut in der Kirche jeden anderen Mann sehnsüchtig anblickt, bloß nicht den Auserwählten. Amerikanische Wähler sind sauer, wütend und frustriert. Allein das erklärt den merkwürdigen Erfolg eines Mannes wie Jerry Brown, den man hier Gouverneur Moonbeam nennt, 'Gouverneur Mondschein', also 'nicht von dieser Welt'.

Brown hat alles schon mal durchprobiert: das katholische Priesterseminar und den Zen-Buddhismus, Mutter Teresa und das zynische Gewerbe eines professionellen Politikers. Jetzt spielt er den Savonarola mit populistischer Parole: 'Das politische System ist bankrott und korrupt', lautet seine Predigt. 'Wir müssen es von Grund auf umbauen.' 'New Age' im Weißen Haus? Das will Amerika natürlich nicht; aber in diesem Vor-Wahljahr bietet sich ein Brown trefflich als Postillon an. Und die Message an die Politiker lautet: 'Wir haben die Nase voll von euch.'

Das Muster läßt sich in diesen Tagen allenthalben in der westlichen Welt beobachten, obwohl die Manifestation überall anders aussieht. In Deutschland hat die extreme Rechte profitiert, dito in Frankreich. In Italien sind es die Separatisten von der Lombardei-Liga, die den Frust auf ihre Mühen leiten konnten. Und in Amerika - genauer: in den vier Staaten, wo am Dienstag vorgewählt wurde - bekundeten an die 70 Prozent des Wahlvolks, daß ihnen Jerry Browns Attacken gegen das 'korrupte System' sehr zupass kommen. Nur fehlen hier die Extrem-Parteien, an denen sich die Entfremdung festmachen könnte. Also gehen die Leute erst gar nicht zur Wahl: Die Beteiligung an den Primärwahlen ist im Vergleich zu 1988 bis zu 50 Prozent gefallen und der 'Unzufriedenheits-Index' auf 60 Prozent gestiegen.

Eine Schreckensliste

'Dem Clinton traue ich nicht, und bei Brown glaube ich nicht, daß er genug in der Birne hat', lautet der lapidare Kommentar eines Demokraten in Manhattan. Dies ist präzise auch das statistisch meßbare Ergebnis der Umfragen, wo mehr als die Hälfte der Befragten Jerry Brown als Wirkkopf und 50 Prozent Bill Clinton als 'unehrlich' abstem-

pehn. Was Wunder. Bill Clinton, der als Gouverneur von Arkansas eine eindrucksvolle Karriere durchlaufen hat, auch ganz vernünftige Ideen im Wahlkampf produziert, wirkt wie ein Schuljunge, der mal zu gerissen erscheint und dann wieder so auftritt, als wolle er partout erwischt werden.

Ob er denn schon mal Marahuana geraucht habe, wollte ein Reporter wissen. 'Ja, aber ich habe nie inhaliert.' Da muß sich der Wähler fragen, was denn der Spitzenreiter gerade in diesem Moment geraucht hat - warum er nicht befreit, daß die halbe Entschuldigung ihm mehr diskreditiert als das Eingeständnis. Fast kein Tag vergeht, an dem nicht neue Informationen an die Öffentlichkeit dringen, welche das Establishment der Demokraten nervöser und nervöser machen. Auf der Schreckensliste der bösen Überraschungen, die noch kommen könnten, stehen: Clintons merkwürdige Geschichten, wie es ihm als jungem Mann gelungen ist, sich der Einberufung zu entziehen; seine amourösen Abenteuer jenseits des Ehebetts; finanzielle Manöver als Gouverneur in Arkansas, an deren Erforschung inzwischen ein ganzes Heer von Republikanern arbeitet. Das vorsichtige Fazit einer bekannten Reporterin der New York Times ist eine Warnung an all jene Demokraten, die zu Jahresbeginn noch glauben wollten, daß Clinton den glücklichen Bush im November leicht abservieren könne: 'In der Vergangenheit ist der Eindruck von Sorglosigkeit entstanden, der verstört - zumal bei einem Mann, der zeit seines Lebens Präsident werden wollte.'

Es wird dennoch schwer sein - auch wenn der brave, von keiner Affäre belastete Paul Tsongas wieder einsteigt -, einen anderen Kandidaten zu finden. Clintons Vorsprung bei den Parteitags-Stimmen ist einfach zu groß. Nach den Wahlgängen in New York,

Kansas, Minnesota und Wisconsin hat Clinton heute schon mehr als die Hälfte der notwendigen Delegierten-Stimmen auf sich vereinigt - 1300 von 2145. Dagegen kann Tsongas nur 500 und Brown nur 230 Stimmen anbieten. Daraus folgt: Wenn nicht eine jener bösen Überraschungen durchschlägt, welche

die Partei bei ihrem Bannerträger so fürchtet, wird das Duell im November zwischen Bush und Clinton ablaufen.

Jedenfalls haben sich die heavies der Demokratischen Partei auf dieses Szenario schon eingerichtet. Zum Beispiel Mario Cuomo, der populäre Gouverneur von New

York, der sich seit Monaten in der Hamlet-Rolle gefällt. Zwar mosert er, daß die außerordentlich geringe Wahlbeteiligung in New York sowie die reiche Ernte für den 'Nicht-Kandidaten' Tsongas ein 'Negativum' seien. Nur müsse sich die Partei trotzdem hinter einem Mann vereinigen, und dies sei nun mal

Clinton. Ob dabei Cuomo mit den Zähnen knirscht, ließ sich nicht feststellen. Die Republikaner-Garde um George Bush scheint jedenfalls ganz zufrieden zu sein.